

Ist der Osten nur eine Erfindung des Westens?

Ostdeutsche Identität(en) – eine Annäherung

1989 war ich vierzehn Jahre alt.

Neun Jahre später, ich hatte gerade mein Studium abgeschlossen, packte ich meinen Rucksack und ging – wie die Hälfte des Abiturjahrgangs meines ehemaligen Gymnasiums – weg aus Deutschland. Ich blieb und arbeitete fast zehn Jahre in Dänemark. Fragte man mich dort, woher ich denn komme, antwortete ich spontan: „Aus Ostdeutschland“. Die meisten Dänen nahmen das so hin. Einige fragten interessiert nach, wie das denn so gewesen sei, in der DDR aufzuwachsen. Nur manchmal wunderte sich jemand: „Spielt das denn noch eine Rolle? Ost oder West?“ Wie würde ich heute darauf antworten? Auf die Frage nach meiner Herkunft und auf die, inwieweit es denn noch von Bedeutung sei, ob jemand in Ost- oder Westdeutschland groß geworden ist?

Wären beide Fragen einfach zu beantworten, bräuchte es nicht diese schriftliche Form.

Die eine ostdeutsche Identität gibt es nicht

Ende Juni organisierten verschiedene Berliner Institute und Stiftungen im Rahmen der Langen Nacht der Wissenschaften unter dem Titel: „35 Jahre (deutsche) Einheit und (deutsche) Spaltungen“ eine Gruppe „Ost-West“, in der jede:r eingeladen war, frei zum Thema zu assoziieren und Perspektiven auszutauschen. Die Gruppe war sehr heterogen mit Blick die Lebensläufe und das Alter der Teilnehmenden. Überraschend viele junge Menschen, die nach 1989 geboren wurden, nahmen teil. Es kamen – natürlich – sowohl Ost- als auch Westdeutsche, wobei sich im Laufe des Abends herausstellte, dass Ostdeutsche deutlich zahlreicher vertreten waren als Westdeutsche, fast disproportional zu ihrem Anteil an der Bevölkerung. Die Wortbeiträge waren sehr bunt und hätten kaum unterschiedlicher sein können. Hörte man den Ostdeutschen in der Runde zu, dann wurde schnell klar, dass es die eine ostdeutsche Identität nicht gibt. Einige der älteren Teilnehmenden betonten die Kränkungen, die sie in der Wendezeit und danach erlebt hatten: nicht anerkannte Studienabschlüsse, schlechtere Bezahlung für die gleiche Arbeit bis noch vor wenigen Jahren. Andere wärmten das Klischee auf vom besonderen Zusammenhalt in der DDR – energisch widersprochen von zwei Teilnehmern, die wegen ihrer politischen Ansichten im Gefängnis gesessen hatten. Der so oft beschworene Zusammenhalt sei nicht anderes gewesen als Pragmatismus. Die Menschen im Osten seien genauso wie die im Westen auf ihren eigenen Vorteil bedacht gewesen, unterschieden hätten sich lediglich die Wege, diesen zu erreichen. Eine sehr junge Frau erzählte, dass sie nicht gegen ihre Eltern rebellieren konnte in der Pubertät. Sie sei in Westdeutschland aufgewachsen, ihre Eltern seien jedoch aus der DDR gekommen, erst kurz vor der Wende in den Westen geflüchtet und hätten unglaublich viel Kraft und Energie aufgewandt, um sich dort ein gutes Leben aufzubauen. Die Eltern hätten wenig Zeit für sie gehabt, eben weil so viel arbeiten mussten. Sie selbst habe es dann später leichter gehabt, wie könnte sie da wütend sein auf ihre Eltern. Gleichzeitig sei da immer das Gefühl gewesen, anders zu sein als ihre Klassenkameraden, deren Familien aus dem Westen kamen. Eine Frau Anfang, Mitte vierzig, schwärmte davon, dass sie in der DDR noch Pionier geworden war. Sie sei „stolz gewesen wie Bolle“, weil sie jetzt alten Menschen habe helfen können. In der DDR habe der Staat den Kindern noch Werte vermittelt, das sei doch gut. Im Westen dagegen fehle das, deshalb seien „da so viele esoterisch“. An der Stelle hatte ich große Schwierigkeiten, ruhig zu bleiben. Was für

einen Wert haben denn Werte, die von oben verordnet werden?! Und wieso musste sie erst Pionier werden und ein Halstuch tragen, um der alten Nachbarin die Kohlen für den Kachelofen ins Haus zu schleppen? An die „Pioniergesetze“ kann ich mich noch gut erinnern. „Pioniere sind immer fröhlich, basteln gern und treiben gern Sport“, hieß es da an einer Stelle. Ich besaß keine dieser drei „Tugenden“ und schleppte mich deshalb als sechsjährige, frischgebackene „Jungpionierin“, die in der Schule alles richtig machen wollte, tagelang mit Schuldgefühlen herum. Meine Mutter erfasste das Problem zunächst nicht, weil sie gar nicht auf die Idee kam, jemand, geschweige denn ein Kind, könne diesen „albernen Quatsch“ ernst nehmen. Sie litt im Stillen sehr unter der staatlich verordneten Dummheit, den obligatorischen Worthülsen in Schule und am Arbeitsplatz (dem „Kampfplatz für den Frieden“), der Zensur und der Stagnation in den achtziger Jahren und natürlich auch unter den Reisebeschränkungen. Die Grenze zu Westberlin verlief durch den Griebnitzsee in unmittelbarer Nähe zu unserem Zuhause in Babelsberg. Wir konnten den See sehen und die Westberliner Spaziergänger am anderen Ufer. Doch war das, was in Sichtweite lag, absolut außerhalb unserer Reichweite.

Umgang mit der Wende

Die Menschen in Ostdeutschland erlebten das Ende der DDR und die Jahre der Transformation sehr unterschiedlich.

Als die Mauer 1989 fiel, blühte meine Mutter, damals schon fünfzig, auf – trotz aller Unsicherheiten, des Verlusts der Arbeit und der Verantwortung als Alleinernährerin der Familie. Sie machte sich selbstständig, studierte neben ihrer 50-Stunden-Woche noch einmal, genoss die Vorlesungen und Seminare an der Universität, die jetzt möglichen Reisen durch Europa.

Ihre Schwester und ihr Schwager dagegen erlebten die Wendezeit anders, gingen bitter daraus hervor. Mein Onkel hatte als Diplomat in den Westen reisen können und lebte zusammen mit meiner Tante mehrere Jahre in Indien, dann in England. Meine Tante konnte in beiden Ländern in ihrem Beruf als Ärztin arbeiten. Ihnen war es also sehr gut gegangen, die Alltagsrealität ihrer Landsleute kannten sie nicht. Für wieder andere Familienmitglieder zählte nur der materielle Wohlstand. Sie kauften ein Auto, ein Fertigteilhäuschen, sprachen ständig darüber, wie viel was wo kostete und fingen schon bald an, auf „die Ausländer“ zu schimpfen, die nur hierher kamen, um von „unserem“ Sozialsystem zu profitieren. Sie hatten wohl schon vergessen, wie sie sich 1989 mehrfach für das „Begrüßungsgeld“ angestellt hatten.

Ostdeutschland als Sonder-Region

Den von der Einheitspartei der DDR propagierten „real existierenden Sozialismus“ hat es nie gegeben, wohl aber existiert heute Ostdeutschland als sich von Westdeutschland real unterscheidende Region. Wir sind keine westdeutsche Erfindung, sondern es gibt uns Ostdeutsche tatsächlich.

Der Soziologe Steffen Mau analysiert anhand empirischer Daten soziostrukturelle Gegebenheiten in Ost- und Westdeutschland. Er zeigt, dass sich bestehende tiefgreifende Unterschiede im Einkommen, besonders im Vermögen, in der politischen Kultur und in der Beschaffenheit der Zivilgesellschaft verstetigen und wie diese Rahmenbedingungen die Lebensläufe und die Identität prägen.¹ Das Erleben Ostdeutscher, „Bürger zweiter Klasse“ zu sein, lasse sich mit einer tatsächlichen soziostrukturellen Unterprivilegierung erklären. So ist in Ostdeutschland die Mittelschicht deutlich kleiner, 30 % der Erwerbstätigen arbeiten im Niedriglohnsektor, nur zwei Prozent der Erbschaftssteuer werden in Ostdeutschland bezahlt. Besonders das deutlich niedrige

Erbe wirke sich auf Lebenschancen aus – ist doch das Erben heute die entscheidende Voraussetzung, um Vermögen aufzubauen.²

In Potsdam lässt sich das sehr gut beobachten. Ich bin in Babelsberg geboren und aufgewachsen. Vor drei Monaten musste ich dort wegziehen, da für meine Wohnung – wie für viele andere – Eigenbedarf angemeldet wurde. Die (neuen) Eigentümer der Wohnungen sind meist Zugezogene oder Menschen mit Wohnsitz in den alten Bundesländern, die die Wohnung für ihre studierenden Kinder erwerben. Ich bin Akademikerin, war nie arbeitslos und arbeite Vollzeit. Eine Wohnung in meiner Heimatstadt kann ich dennoch nicht erwerben. Eine Erfahrung, die zurzeit viele Ostdeutsche in attraktiven Ballungsgebieten machen müssen. Natürlich ist das auch eine Schichtfrage und vielen Westdeutschen ergeht es ähnlich. Allerdings fällt die Eigentümerquote in Ostdeutschland deutlich niedriger aus als in Westdeutschland und ein großer Anteil der Besitzer ostdeutscher Immobilien lebt in Westdeutschland – eine Folge der Privatisierungen nach 1990.³ Es geht uns ökonomisch deutlich besser als 1990, aber wir hinken mit Blick auf das verfügbare Eigenkapital der Entwicklung zehn, zwanzig Jahre hinterher.

Trotz der für Ostdeutschland typischen soziostrukturellen Gegebenheiten unterscheiden wir Ostdeutsche uns teils erheblich voneinander. Obwohl wir in einem vergleichsweise kleinen Land aufgewachsen sind, im öffentlichen Raum die gleiche Sprache sprechen mussten, fast alle Pioniere und FDJler wurden, uns an die gleichen Lieder, Bücher und Kuchenrezepte erinnern, haben wir doch unterschiedliche Erfahrungen gemacht – in der DDR und in den Jahren der Transformation. Wir sind unterschiedlich damit umgegangen und haben ganz verschiedene Perspektiven und Identitäten entwickelt. (Und wenn ich hier „wir“ schreibe, dann ist das nicht gleichbedeutend mit einem „Wir-Gefühl“. Es bezeichnet allein die Kategorie: „in der ehemaligen DDR geboren und aufgewachsen zu sein“ und in diesem Sinne eine reale Zugehörigkeit – neben anderen Zugehörigkeiten, die unabhängig von der Ost-West-Frage existieren.)

Aufgeben der Opferrolle

Statt immer wieder Ost-West-Konflikte aufzuwärmen oder unsere Identität reflexartig als Reaktion auf von außen kommende „Etikettierung“ zu bilden, sollte es uns heute viel mehr um eine Verständigung der Ostdeutschen untereinander darüber gehen, worin denn eine positive Identität bestehen könnte. Positiv nicht im Sinne eines sich als die besseren Deutschen fühlen oder im nostalgischen Rückblick, sondern verstanden als Aufgabe der Opferperspektive, die uns nichts nützt, sondern im Gegenteil bestehende strukturelle Nachteile noch verstärkt, uns immer wieder neu die Würde nimmt oder gar den Anstand im eigenen Handeln. Es gibt historisches Glück und historisches Pech. Je nachdem, mit wem wir uns vergleichen, hatten wir sowohl das eine als auch das andere. Wenn wir nicht immer nur Richtung Westen schauen, sondern auch mal nach Osten oder Süden, dann sind vielleicht neue Perspektiven möglich. Ich meine damit nicht, dass es keine schweren Brüche und traurigen Schicksale, keine Ungerechtigkeiten und Kränkungen gegeben hat in den letzten dreißig Jahren. Die gab es zuhauf und es wäre hilfreich und heilsam, wenn sie in der gesamtdeutschen Debatte anerkannt würden. Doch können wir es uns leisten, weiter auf diese Anerkennung zu warten? Oder sollten wir einen Weg finden, mit unseren Erfahrungen zurechtzukommen, den eigenen Anteil, wo es ihn gibt, zu sehen und das Schicksalhafte daran akzeptieren statt uns im Kreis zu drehen, zu bemitleiden und immer wieder Vorwürfe Richtung Westen zu richten?

Kränkungen

In letzter Zeit füllt die Frage nach dem ostdeutschen Wesen die Feuilletons. Viel Aufmerksamkeit erhielt Dirk Oschmann, der den Osten und die Ostdeutschen als westdeutsche Fremdzuschreibung beschreibt, die überwiegend abwertend verwendet wird.⁴ Er kritisiert die „westdeutsche Definitionsmacht“, die den Osten an der Norm des Westens misst und im Ergebnis als negativ bewertet. Die Ostdeutschen seien „die anderen, die noch lernen müssen“, von denen erwartet wird, dass sie sich der westdeutschen Norm anpassen. Oschmann beschreibt auch die verschlossenen Türen, auf die Ostdeutsche stießen, wollten sie in bestimmten Bereichen – z.B. an einer Universität – Karriere machen.

Die Prozesse und Strukturen, die Oschmann beschreibt, waren durchaus typisch, vor allem in den 90er Jahren.

1990 wurde ein Studienrat aus Westberlin Direktor meines in Potsdam als Eliteschule geltenden Gymnasiums. Ich erinnere mich noch gut an seine Begrüßungsworte: „Eure tollen Noten könnt ihr erst einmal vergessen!“ Die Anforderungen hier im Osten seien mit denen im Westen gar nicht vergleichbar. Wir würden uns ganz schön umsehen... Drei Jahre später in seiner Rede zur Abiturfeier entschuldigte er sich bei uns. Er sei mit vielen Vorurteilen nach Potsdam gekommen und habe schnell bemerkt, dass diese nichts mit der Realität zu tun hätten. Diese Entschuldigung und Anerkennung hat – zusammen mit seinem guten Unterricht und seinem Engagement – die erlittene Kränkung gewissermaßen geheilt. Eine Erfahrung, die viele andere Ostdeutsche womöglich nie machen durften.

Als ich 1993 mein Studium an der Humboldt-Universität begann, waren an meinem sozialwissenschaftlichen Institut noch zwei Professoren aus der ehemaligen DDR mit befristeten Verträgen tätig. Sie mussten 1997 gehen. Ihre westdeutschen Kollegen erhielten unbefristete Verträge. Für die Ostprofessoren, die sich zu DDR-Zeiten nichts hatten zu Schulden kommen lassen, gab es keinen Platz mehr in Berlin. In Österreich und in England dagegen erhielten sie die ihnen in Deutschland verwehrten Professuren auf Lebenszeit. Die Anerkennung kam also aus dem Ausland und für uns Studierende aus dem Osten, die das miterlebten, öffnete sich hier eine Perspektive: Wenn sie uns in Deutschland nicht wollen, gehen wir halt weg. So wenig, wie sich die meisten Westdeutschen für die Menschen im Osten interessierten, so wenig interessierten wir uns bald für sie bzw. für die alten Bundesländer. Europa und die Welt waren das, was uns anzog. Für diejenigen, die ihr Studium noch in der DDR abgeschlossen hatten und es nach 1989 nicht anerkannt bekamen, die schon älter waren, bereits eine Familie gegründet hatten oder sich um ihre alten Eltern kümmern mussten, war es deutlich schwerer weggehen, um woanders ein gutes Auskommen zu finden und ihr Selbstbewusstsein wieder herzustellen.

Nach vorne schauen!

Oschmann beschreibt durchaus reale Prozesse. Wenn ich ihn lese, stimme ich oft zu und gleichzeitig regt sich da ein Widerspruch. Wären diese westdeutschen Fremdzuschreibungen des rückschrittlichen „Ossis“ nicht erfolgt, hätte es dann keine „Verlierer“ gegeben, keine schweren Brüche und Zumutungen? Und vor allem: müssen wir heute, über 30 Jahre danach, immer noch und immer wieder empört sein über das – durchaus geschehene - Unrecht, über bis heute bestehende Ungerechtigkeiten? In einer Trotzreaktion auf unserem Ostsein beharren – im romantischen Rückblick auf ein Land, dessen dunkle Seiten und Zumutungen viele erstaunlich schnell vergessen haben?⁵

Ich denke, es wäre hilfreicher, die konkreten Lebensverhältnisse bzw. die durchaus vorhandenen strukturellen Unterschiede zwischen Ost und West anzuschauen und auf dieser Grundlage rational darüber nachzudenken, was im Interesse unserer Region(en) liegt und was nicht.

Liegt es – um nur ein Beispiel zu nennen - wirklich im Interesse der Menschen in Thüringen oder Sachsen-Anhalt, in Anbetracht der demographischen Entwicklung und des Arbeitskräftemangels in diesen Regionen politische Akteure zu unterstützen, die keine Zuwanderung mehr zulassen wollen oder gar von Remigration sprechen? Von einem Klima, das Fachkräfte anzieht und offen ist für Innovationen, würden wir sicher mehr profitieren.

Leicht gestaltet sich das Nachvorneschauen sicher nicht.

Mau beschreibt neben den sozioökonomischen Bedingungen auch markante Unterschiede zivilgesellschaftlicher Strukturen und politischer Kultur zwischen Ost und West. Den Übergang von der friedlichen Revolution zur deutschen Einheit interpretiert er als „ausgebremste Demokratisierung“. Die entscheidenden, einflussreichen Akteure kamen aus Westdeutschland, Ostdeutsche konnten kaum noch Einfluss nehmen auf den Umbau der Gesellschaft. Durch den Elitentransfer wurden Westdeutsche zu den zentralen Akteuren der Transformation – verbunden mit einem enormen Ohnmachtsgefühl auf Seiten der Ostdeutschen. Daraus bestätigte sich – vor dem Hintergrund der in der DDR gemachten Erfahrungen – das Deutungsmuster „Die da oben machen doch eh, was sie wollen!“.⁶

Anders als Oschmann lehnt Mau jedoch die These von der „Kolonialisierung des Ostens“ ab, schließlich hätten sich die Ostdeutschen freiwillig ihrer Entscheidungsautonomie „beraubt“ und sich für den Anschluss an die Bundesrepublik entschieden.

Ich erinnere mich noch gut an meine Ernüchterung und Wut als Fünfzehnjährige über meine ostdeutschen Landsleute und ihre Wahlentscheidungen. In meinem Erleben hatte sich die Mehrheit damals „für Bananen“ entschieden. Der Wut und einem gewissen Zynismus folgte bald Entsetzen – als in Rostock Menschen gejagt wurden, weil sie keine Deutschen waren und Schulfreunde von mir krankenhaushausreif geschlagen wurden, wegen ihrer langen Haare und ihnen als „linke Zecken“ das Menschsein abgesprochen wurde. Es waren mindestens so sehr diese Erfahrungen, die mich 1998 wegzogen aus Deutschland wie die damalige Arbeitsmarktsituation. Bis heute erzeugen das Schwenken der deutschen Fahne und das laute Absingen der Hymne in mir ein Gefühl von Beklommenheit. Sind es schließlich in der ostdeutschen Provinz auch heute noch Symbole, die auch und besonders gern von denjenigen ausgestellt und gegrölt werden, die Menschen verachten, weil sie anders aussehen, die hierher kommen wegen Krieg oder wegen einer Armut, wie wir sie auch in Ostdeutschland nie kennenlernen mussten. Rassismus ist nicht allein ein ostdeutsches Problem, ich bin ihm auch in Schleswig Holstein oder Bayern und in Dänemark begegnet. Aber er ist hier verbreiteter oder salonfähiger, in einigen Gegenden etablierter Mainstream. Das stellt – so mein Erleben – eben keine westdeutsche Zuschreibung dar, sondern die traurige Realität. Natürlich sind nicht „die“ Ostdeutschen per se „Nazis“. Doch ich kann es nicht mehr hören, wenn es heißt, man könne ja nicht von über dreißig Prozent Rassisten in Ostdeutschland sprechen, nur weil sie die AfD wählen. Was ist man, wenn man Leuten seine Stimme gibt, die aus ihrer Verachtung Anderer absolut keinen Hehl mehr machen?

Kommen das „Nach-Unten-Treten“ und die Abwertung Anderer aus dem Ohnmachtsgefühl denen „da oben“ gegenüber? Aus den erfahrenen Kränkungen? Aus den gefühlten und aus den realen Benachteiligungen vieler Ostdeutschen? Vielleicht. Doch – rechnen wir das Jahr 1990 als unser Geburtsjahr als Bürger*innen dieser Republik – dann sind wir jetzt 35 Jahre alt. Also erwachsen. Als „Kindern und Jugendlichen“ ist

uns im Vergleich zu unseren osteuropäischen Nachbarn viel Gutes widerfahren. Es fand nicht nur der besagte Elitentransfer von West nach Ost statt, sondern auch ein enormer finanzieller Transfer. Viele ostdeutsche Städte wirken heute moderner als vergleichbare Städte im Westen. Unser Lebensstandard ist deutlich gestiegen. Gleichzeitig haben wir zum Teil tiefe Verletzungen und Kränkungen erlebt, ist uns der Zugang zu einigen Karrieren versperrt, weil wir nicht den richtigen „Stallgeruch“ und die entsprechenden Verbindungen haben. Teenagern sei es gestattet, aus ihrer Wut heraus zu agieren. Aus Affekten heraus zu überreagieren. Der älteren Generation auch ungegerechtfertigte Vorwürfe zu machen. Aus Trotz heraus Gegenpositionen zu vertreten. Aber mit 35 gestaltet sich das eigene Leben gewiss nicht besser, wenn man darin verharrt. Und während wir darauf warten, dass die Zumutungen und Ungerechtigkeiten der letzten Jahrzehnte anerkannt werden, übersehen wir womöglich, dass von uns auch Kränkungen und Verletzungen ausgegangen sind und weiter ausgehen.

In der eingangs erwähnten Ost-West-Gruppe meldeten sich auch westdeutsche Teilnehmer*innen zu Wort. Eine etwa dreißigjährige Ärztin – ursprünglich (hörbar) aus Baden-Württemberg – erzählte sichtbar betroffen, dass sie seit einigen Jahren in einem Ostberliner Bezirk lebe und dort regelmäßig mit den Vorwürfen der „Eingeborenen“ konfrontiert werde – über das, was diese nach der Wende erlebt hätten, über die „Wessis“, die jetzt kämen und ihnen die Wohnungen wegnähmen... Sie sagte, sie würde nicht als Mensch wahrgenommen, sondern unabhängig von der jeweiligen konkreten Situation immer wieder auf ihre Herkunft, für die sie ja nichts könne, reduziert.

Betroffen von diesem Beitrag fragte ich am nächsten Tag eine Kollegin, die ebenfalls aus den alten Bundesländer zugezogen ist, ob sie das auch so erlebe. Sie bejahte und meinte, manchmal würde sie am liebsten wieder zurückgehen. In den alten Bundesländern fühle sie sich sofort zu Hause, sie könne gar nicht sagen, woran das läge. Im Osten habe sie immer noch das Gefühl, fremd zu sein. Für ihre Kinder jedoch, die zwar Westeltern hätten, aber in Potsdam aufgewachsen sind, spiele das keine große Rolle mehr. Allerdings – fügt sie hinzu – habe sich einer ihrer Söhne erklären müssen, als er sich im Westen bei einem großen Konzern um einen Praktikumsplatz als Betriebswirtschaftsstudent bewarb. Im Bewerbungsgespräch wurde er gefragt, woher seine Familie denn ursprünglich käme.

Mau schlägt als Lösung zur Rettung der Demokratie in Ostdeutschland alternative Formen wie Bürgerräte vor.² Ein wichtiges Element dieser moderierten Versammlungen bestehe darin, auch andere Sichtweisen und Lebenswelten als die der eigenen Gruppe, des eigenen Milieus kennenzulernen. Ich denke, dieser Austausch wäre in vielen Bereichen – nicht nur in der politischen Entscheidungsfindung, sondern auch in Schulen, auf der Arbeit, in Nachbarschaften und Kommunen ein wichtiger erster Schritt. Benachteiligungen und Ungerechtigkeiten lassen sich dadurch nicht beseitigen, aber die/der Andere wird als Mensch wahrgenommen und nicht als Teil der Gruppe, die – mit dem entsprechenden Ressentiment – als bessergestellt wahrgenommen oder aus welchen Ängsten heraus auch immer als Bedrohung empfunden wird.

Identitätsvielfalt

Ostdeutschland ist keine Erfindung des Westens. Es gibt diese Region mit besonderen Charakteristika, die sich von den alten Bundesländern unterscheiden. Gleichzeitig haben die Menschen in Ostdeutschland unterschiedliche Erfahrungen gemacht und verschiedene Identitäten entwickelt. Es gibt also die Ostdeutschen, aber es gibt nicht „die“ oder „den“ Ostdeutschen. Unsere Lebensumstände sind in mancher Beziehung (wie von Mau empirisch belegt) anders als die vieler Westdeutscher, gleichzeitig sind wir, wie Westdeutsche und wie die Migrant*innen, die hier leben, sehr verschieden.

Zurück zu meiner Eingangsfrage. Wie antworte ich auf die Frage nach meiner Herkunft? Fragt man mich innerhalb Deutschlands, dann sage ich: „Aus Potsdam“. In der Regel wird dann nicht weiter nachgefragt. Mein Freundes- und Kollegenkreis ist ost-west-deutsch und international gemischt. Die jeweilige Herkunft ist im Alltag meist nicht von Bedeutung, gleichzeitig durchaus ab und zu ein Thema. Werde ich im Ausland gefragt, antworte ich in der Regel: „Aus Berlin“, weil niemand dort weiß, wo Potsdam liegt. Manchmal füge ich noch hinzu, dass ich in der ehemaligen DDR ausgewachsen bin. Eben weil das eine Bedeutung hat für meine Identität. Die ostdeutsche Herkunft hat mich geprägt und natürlich in verschiedener Hinsicht Einfluss auf mein Leben. Gleichzeitig ist meine Identität nicht ausschließlich „ostdeutsch“.

An vielen Stellen überlappen sich Identitäten – als Mütter oder Väter, als Handwerker*innen, als Lehrer*innen, Pflegekräfte, Busfahrer*innen, Wissenschaftler*innen... Als Sportbegeisterte oder Künstler*innen. Als Großstädter*innen oder Dorfbewohner*innen. Als Christ*innen oder Muslim*innen Die ethnische oder geographische Herkunft ist – zum Glück – in vielen Fällen nicht mehr allein identitätsstiftend. (Mit Ausnahme vielleicht beim Essen. Habe ich Gäste, dann bin ich weder ost- noch gesamtdeutsch, sondern osteuropäisch. Wie meine russische Großmutter kaufe und koche ich von allem große Mengen, so dass sich der Tisch biegt. Statt kaltem Wasser gibt es immer auch heißen Tee. Und nach dem Essen – zu welcher fortgeschrittener Stunde auch immer – einen starken Kaffee mit etwas Süßem. Wobei ich das mit dem Kaffee vielleicht auch aus Dänemark habe. Ich weiß es nicht mehr.)

1Vgl. Steffen Mau: Ungleich vereint. Warum der Osten anders bleibt

2Ebenda, S. 22ff

3 Vgl. dazu auch Andrej Holm: Zwischen Spaltung und Abschöpfung – Wohnverhältnisse in Ostdeutschland. Der lange Schatten des Vereinigungsprozesse prägt die Stadtentwicklung in Ostdeutschland bis heute., in: Ostjournal, Mai:Juni 2022; <https://www.ostjournal.de/andrej-holm-stadtentwicklung-ostdeutschland/>

4Vgl. Dirk Oschmann: Der Osten: Eine westdeutsche Erfindung. Wie die Konstruktion des Ostens unsere Gesellschaft spaltet, 2024

5Vgl. dazu auch Ilko – Sascha Kowalczyk: Freiheitsschock. Eine andere Geschichte Ostdeutschlands von 1989 bis heute, München 2024

6Ebenda, S. 40ff

7Ebenda, S. 125ff